

## Ueber den religiösen Standpunkt Pindar's.

---

In dem religiösen Glauben des hellenischen Volkes sind schon zur Zeit, wo die Sage sich zur Geschichte aufstellte, zwei wesentliche Elemente zu unterscheiden. Denn einmal hatte dieser Glaube seine ursprüngliche Grundlage in den örtlichen Culten, durch welche die religiöse Denkweise der besondern Stämme und Geschlechter in heiligen Handlungen und Gebräuchen und in den daran haftenden traditionellen Sagen sich in sehr verschiedner Weise Ausdruck und Gestalt gab; und dann wieder stellen uns die Gesänge der ältesten epischen Dichter einen umfassenden, in sich zusammenhängenden Nationalmythus vor Augen, in welchem das Streben offenbar ist, jene besondern Mythen von ihrer anfänglichen Beschränktheit zu befreien, ihre Widersprüche zu versöhnen und so den reichen aber verworrenen Stoff von allgemeineren Gesichtspunkten aus zu ordnen und zu verbinden.

Daß diese Umbildung der mannichfachen Stammsagen zu einer allgemeinen Volksreligion nicht nach einem willkürlichen Ermessen der alten Sängler vor sich ging, leuchtet ein. Sie sind vielmehr nur das Organ, durch welches eben in dieser Richtung das hellenische Volk im Erwachen eines gemeinsamen Nationalbewußtseins sich ausdrückte. Um so, wie sie wirklich stattfand, möglich zu sein, mußte jene Umbildung sich mit innerer Nothwendigkeit entwickeln. 1) Erstlich mußte sie zu einer Zeit geschehen, wo die Fähigkeit, Mythen zu schaffen, noch im gesammten Volk sich thätig zeigte, wo also

1) Die bekannte Aeußerung bei Herod. II, 52 über des Homer und Hesiod Verhältniß zur griechischen Götterlehre ist dem nicht entgegen, läßt aber andererseits durch ihren übertreibenden Ausdruck erkennen, eine wie allgemeine Geltung der von jenen Dichtern gelehrte National-Mythus und Cultus schon zu des Geschichtschreibers Zeit erlangt hatte.

auch die Mythenbildung noch wirklich in Gang war. <sup>2)</sup> Ferner mußte zuvor die äußere Geschichte des hellenischen Volkes die erst scharfe Sonderung der Stämme einigermaßen überwunden und mit der Entwicklung einer umfassenden Nationaleinheit, wie sie schon in der Sage des trojanischen Krieges sich kundgiebt, das Bedürfnis, dem innerlichen Volksbewußtsein auch in der Form des religiösen Glaubens Einheit zu geben, hervorgerufen haben. Endlich mußte auch in der Mannigfaltigkeit der Orts- und Stamm-Mythen selbst die Anlage zur Einigung uranfänglich liegen; denn nicht gewaltsam und künstlich, sondern nur natürlich und wie von selbst konnte die Bildung eines übereinstimmenden Volksglaubens aus den älteren Stammculten und Stammsagen zu Stande kommen. Diese ursprüngliche Anlage zur religiösen Einigung fand aber auch in der That so nothwendig statt, als die Anlage zu dem im Lauf der Zeit sich immer mehr entwickelnden Bewußtsein einer gemeinsamen Volksthümlichkeit in Hinsicht auf Politik und Sitte, Kunst, Wissenschaft und Sprache. Sie lag in der wirklichen Verwandtschaft der verschiedenen Stämme, die als eine wahrhaft innerliche ebenso im Gebiete des Idealen, wie in dem des Realen zur Erscheinung kommen mußte.

Je häufiger und beziehungsreicher die gegenseitigen Berührungen der Stämme unter einander wurden, desto freier und zugleich desto bestimmter mußte sich das Bewußtsein der geistigen Verwandtschaft in jeder Hinsicht entwickeln, und desto mehr mußte also auch aus der verworrenen Menge der mannichfachen, oft im Einzelnen widersprechenden Sagen das Verständniß der wesentlichen Uebereinstimmung der in denselben ausgedrückten religiösen Denkweise zur Klarheit kommen und in Bildung entsprechender Glaubensformen sich als wahr und lebensvoll erweisen.

Die Ausgleichung der Verschiedenheiten und Widersprüche im Detail der Sagen konnte natürlich auf sehr mannichfache Weise geschehen und man kann nicht wohl läugnen, daß auch die geistige

2) D. Müller begränzt die Mythen bildende Thätigkeit des hellenischen Volksgesitzes mit der 50. Olympiade. Prolegg. 3. c. wiss. Myth. Cap. IX.

Eigenthümlichkeit der alten Dichter, wie sehr sie nur das Organ des allgemeinen Volksgeistes sein mochten, dabei mitbestimmenden Einfluß hatte. ° Doch ohne Zweifel haben im Anfang geschichtliche Thatfachen und daraus erwachsene objective Zustände mehr gewirkt, als die subjective Anschauungsweise der alten Sänger. Die Ueberlegenheit eines durch Macht und Ruhm hervorragenden Stammes oder Geschlechtes mußte den von demselben vorzugsweise verehrten Göttern und Heroen eine höhere Bedeutung und deren Cultus eine weitere Verbreitung geben, und zwar in der Weise, daß dagegen andere Culte und andere Gottheiten in den Hintergrund traten oder mit jenen, falls eine innere Verwandtschaft stattfand, vereint und ihnen als ein neuer, mehr oder minder bestimmender Bestandtheil einverleibt wurden. Haben wir aber eingeräumt, daß demnächst die alten Volksdichter auf dem in solcher Weise geschichtlich angebahnten Wege auch selbständig fortschritten, so ist doch ganz und gar zu läugnen, daß sie dabei nach einem nur subjectiven und somit zufälligen Belieben verfahren wären. Niemals hätten sie es dann erreicht, mit ihrer Götterlehre eine so allgemeine und sichere Autorität in der Masse des Volks zu gewinnen, als es thatsächlich der Fall war. Diese Geltung konnten sie vielmehr nur erlangen, wenn sie einerseits in wesentlicher Uebereinstimmung mit der im Volke selbst noch sich entwickelnden Mythenbildung von dem Wesen und Wirken der Götter Weiteres lehrten, und wenn sie anderseits dabei selbst nicht mit der nüchternen Reflexion eines nur klüglich berechnenden Verstandes verfahren, sondern aus dem Drange wahrhafter Begeisterung ihre Lehren als ernste Wahrheit mit der Zuverlässigkeit eigener Ueberzeugung gaben. Was wir bei Homer und Hesiod von der Götterwelt lesen, ist daher weder spielende Dichtung, noch selbstbewusste Speculation, sondern es ist wirklicher Mythos d. h. sinnbildliche Offenbarung der in jener Zeit allgemein wirksamen Religiosität, mit der dabei nothwendigen Bedingung, daß die objective Wahrheit des Symbols von dessen Bildnern selbst geglaubt ward.

Eshe jedoch auf diesem allein naturgemäßen Wege die Verarbeitung der mannichfachen Localmythen zu einem in sich zusammen-

stimmenden und allgemeingültigen Nationalglauben vollendet war, hatte sich die Mythen bildende Kraft des hellenischen Volksgeistes erschöpft; besonnene Reflexion war im Verlauf seiner geschichtlichen Entwicklung mehr und mehr zu Kraft gelangt und bewirkte, daß die unbefangene Gläubigkeit des Gemüthes zugleich mit der dichterischen Schöpfungskraft der Phantasie in der Masse des Volks allmählich abstarb. Die religiöse Entwicklung der Griechen blieb damit freilich nicht stehen, diese mußte fortgehen, so lange die Nation überhaupt noch eine Geschichte hatte; aber ein anderer Geist gab sich darin kund, ein Geist, der nicht mehr Mythen schuf, sondern im Gegentheil die früher gebildeten mehr und mehr zerstörte. War nun also die Bildung eines Nationalmythus, ehe sie ihr Ziel erreicht hatte, unterbrochen worden, war dieser Mythus in solcher Weise nur Fragment geblieben, so erging es damit dem hellenischen Volke in der Geschichte seiner Religion, wie in seiner gesammten Geschichte. Ueberall offenbarte sich das Streben, aus der einseitigen Besonderheit seiner Stämme, Staaten, Stände und Geschlechter eine allumfassende Nationaleinheit zu entwickeln und überall widerstand die Sprödigkeit dieser vielen oft gegensätzlichen Besonderheiten so kräftig, daß kein Versuch jenes Strebens nach Einigung ganz zu seinem Ziel gelangte, sondern Alles, was in dieser Richtung irgend wo gewonnen ward, mit vielleicht alleiniger Ausnahme der Kunst nur als Stückwerk stehen blieb. Eben der Gegenkampf dieses zwiefachen Dranges nach Einigung und Sonderung, der dem hellenischen Volke in ziemlich ähnlicher Weise wie dem deutschen eigenthümlich war, ist das hauptsächlich bewegende Princip seiner gesammten Geschichte gewesen. In diesem Kampfe hat es ebenso seine Größe gewonnen, als auch nothwendig seinen Untergang gefunden. Denn es ist ein allgemeines Gesetz der geistigen wie der natürlichen Welt, daß dieselben Kräfte, die einem organischen Gebilde Grund des Lebens sind, ihm auch endlich seinen Tod bereiten.

Hinsichtlich des Mythus des hellenischen Volks ist nun aber weiter zu bemerken, daß dessen Mangel an Vollendung sich hauptsächlich in zwiefacher Hinsicht kund giebt. Eütmal hatten viele Localsagen neben dem Universalmythus, in welchen sie ohne Umbil-

dung nicht paßten, eine selbständige Geltung behalten und sogar hier und da durch die Bedeutsamkeit des damit verbundenen Cultus ein hohes Ansehn gewonnen; anderseits zeigte aber auch der von den alten Sängern überlieferte Mythos in sich selbst noch manche Unordnung und selbst Widersprüche. Anders in manchem wesentlichen Betracht ist der Mythos in der Ilias, als in der Odyssee, und anders wieder in Hesiod's Theogonie und in dessen Werken und Tagen. Nicht aber so, daß sich darin eine regellose Willkühr der alten Sänger zu erkennen gäbe, im Gegentheil eine aufmerksame Vergleichung der genannten Dichtungen wird bemerken lassen, daß in denselben ein lebendiges Werden des Mythos in aufsteigendem Fortschritt statthat; und so war es auch nothwendig, da jene Sänger zu einer Zeit lebten, wo die Mythenbildung überall noch in regem Fluß war, und sie eben nur das religiöse Bewußtsein, das in ihren Zeitgenossen wirkte, freier offenbaren und in der einmal eingeschlagenen Richtung weiter fortbilden halfen. Da nun diese Fortbildung nicht zu einem eigentlichen Schluß gedieh, so geschah es natürlich, daß die Hauptvertreter der bedeutungsvollsten Entwicklungsstufen sich in fast gleichem Ansehn erhielten und dies um so mehr in einer Zeit, die in der vergleichenden Kritik noch durchaus schwach war. Wie nämlich allemal, wenn eine geistige Kraft in einem Volke aufhört schaffend zu wirken, diese Kraft nicht plötzlich abstirbt, um sofort einer neu erwachenden Kraft unbegrenzten Raum zu geben, sondern vielmehr in passiver Weise noch weiter fortlebt, indem das Volk für das, worin es vorher productiv gewesen, noch geraume Zeit einen empfänglichen Sinn zeigt und demgemäß auch das früher mit Schaffungslust Erzeugte liebt und wahr, so geschah es nothwendig auch in der Religionsgeschichte des hellenischen Volkes. Als die Fähigkeit Mythen zu bilden sich im Laufe der Zeit erschöpft hatte und mit dem allmählichen Vortreten des reflectirenden Verstandes eine neue Geistesrichtung sich Bahn brach, da leistete dem Drang dieser Bewegung, die erst nur von einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten ausging, die religiöse Gesinnung der Masse einen starken Widerstand und behütete den angesammelten Mythenschatz mit sorglicher Liebe.

Diese Religiosität ermattete jedoch und schwand allmählig in demselben Grade, als im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung des Volks der neu erwachte Zeitgeist mehr und mehr erstarbte und auch in die niedern Lebenskreise immer weiter eindrang. Hatte man in der früheren Unbefangenheit des Glaubens die bunte Masse der besondern Local- und der allgemeinen Nationalmythen mit gleicher Anerkennung ihrer Gültigkeit hingenommen, und hatte man, weil das Bedürfniß eines ganz geregelten Systems nicht eben dringend und ausschließlich empfunden wurde, selbst offenbar liegende Unebenheiten und Widersprüche leicht übersehen, so mußte nun mit immer hellerer Bestimmung des reflectirenden Verstandes jene Mangelhaftigkeit des durch Dichter und Localsagen überlieferten Mythos immer deutlicher erkannt werden; und die Versuche von Logographen und Mythologen, mittelst einiger Kritik in die Mythenmasse Ordnung zu bringen, mußten durch die Unzulänglichkeit ihres Resultats den wirklich vorhandenen Mangel an Einheit nur um so offener machen. Dazu kam nun aber noch, daß, während die geistige Bildung fortschritt, der in seiner Entwicklung gehemmte Mythos je länger je mehr seine ursprüngliche Bedeutung verlieren mußte. Je sichtbarer der Widerspruch der in ihm ausgedrückten Denkweise gegen die neue Gesinnung wurde, desto äußerlicher, desto sinnloser mußte er dem Volk erscheinen. Wie nun aber dieser doppelte Mangel des Mythos an innerer Einheit und an Uebereinstimmung mit dem neuen Zeitgeiste immer lebhafter gefühlt und immer klarer begriffen wurde, in demselben Maße mußte das Volk in seinem religiösen Glauben kälter werden. Unglaube und Aberglaube, die immer Hand in Hand gehn, traten endlich an die Stelle des alten Glaubens und bewirkten, daß entweder mit der ungenügenden Form auch der wesentliche Gehalt gänzlich preisgegeben, oder auch daß eben diese Form, wo sie nur noch eine ausgekernte Schale war, dennoch als etwas Wesentliches ängstlich behalten wurde.

Zu diesem Ausgang gelangte der religiöse Volksglaube der Griechen durch die stets nur lösende Schärfe des reflectirenden Verstandes; doch mit der Zerstörung, welche durch diese gewaltige Kraft in dem gesammten Volksleben bewirkt ward, begann auch wieder

die Entwicklung einer neuen Aera, in welcher der Geist der Griechen noch einmal sein schöpferisches Vermögen glänzend bewährte. Denn da alles Positive, woran das Gemüth mit Pietät gehalten hatte, seine sonst heilig gehaltene Geltung verloren hatte, da ward eben in Folge dessen die Kraft des speculativen Denkens entzesselt; die freie Wissenschaft trat ins Leben und baute das Zerstückte, soweit es ihr von wesentlichem Gehalte schien, in neuen, reineren Formen wieder zusammen. Diese Wiedergeburt geschah nun auch im Gebiete der Religion; der alte Glaube in seiner tiefsten, innerlichsten Bedeutung gewann als wissenschaftliche Ueberzeugung neues Licht und neue Wärme. Doch das nur kurze Zeit; die Wissenschaft blieb dem Volksleben ferne, und so kam die neue Bewegung, die nach außen nicht umbildend zu wirken vermochte, auch in sich selbst zum Stillstand. Die freie Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens machte Halt in einem starren Dogmatismus. Damit war aber auch das neue Leben entwichen und der todte Körper mußte sich zerlegen. Wie der alte Glaube in Unglauben und Aberglauben erstorben war, so erstarb nun auch die Wissenschaft auf entsprechende Weise in Skepsis und Mystik. In diese Gegenätze verfallen blieb das classische Heidenthum, bis das Christenthum als eine neue von Grund aus umbildende Kraft in dasselbe eintrat, und die Ueberwindung eben jener Gegenätze, welche auch der neuen Lehre sich zu bemächtigen suchten, war die erste große Aufgabe, an welcher diese ihre höhere Kraft zu bewähren hatte und in Wahrheit bewährte. —

Nach diesem kurzen Ueberblick über den hauptsächlichsten Verlauf der hellenischen Religionsgeschichte wenden wir uns zu der Frage, welche Stelle Pindar in deren Entwicklungsgang einnimmt.

In der Zeit der Perserkriege, wo der Glaube an die wirkliche Existenz und an das mächtige Walten der nationalen Gottheiten in der Masse des Volks noch mit Unbefangtheit gehegt ward und lebenskräftig wirkte, <sup>3)</sup> gelangte Pindar zur männlichen

3) Vollgültigen Beleg für diese Behauptung giebt Herodot's Geschichtserzählung im reichlichsten Maße. Ich verweise hier nur auf die naive Zuversicht, mit welcher man die Selbstvertheidigung des delphischen Gottes für unzweifelhaft gewiß hielt (VIII, 35—39) und auf die Innigkeit und

Reise.<sup>4)</sup> Beachtet man dies und erwägt die ernste Richtung seines Gemüthes, welche Grund war, daß er vornehmlich die zu göttlicher Ehre gefeierten Spiele und die darin gewonnenen Siege durch seine Dichtung verherrlichen mochte und in solchen wesentlich religiösen Gefängen seine dichterische Gabe am glänzendsten bewährte, so wird man leicht anzunehmen geneigt sein, daß derselbe die Religiosität seiner Zeit aufrichtig theilte und an eine überirdische Götterwelt mit wahrhaftem Ernste glaubte. Und dafür geben auch seine noch vorhandenen Gesänge in ihrer gesammten Tendenz ein unzweifelhaftes Zeugniß. Leben und Sterben der Menschen, Bestehen und Vergehen der Staaten, Alles was das Wohl und Wehe der Einzelnen wie der Gesamtheiten schafft und aufhebt, ihre Freuden und Leiden, ihr Gewinnen und Verlieren, ihr Hoffen und Zagen, ihr Sollen und Wollen, ihr Können und Thun — alles dies wird von unserem Dichter auf die Götter bezogen. Sie sind es ihm allewege, die im Großen wie im Kleinen geben und nehmen, fördern und hemmen, die Alles fügen, wodurch das Loos der Sterblichen im Guten und Schlimmen irgendwie bedingt ist. Diesen Zusammenhang des menschlichen Lebens auf Erden mit einem unsichtbaren göttlichen Jenseits bald von dieser, bald von jener Seite zu deuten, ihn als wesentlich und gewiß zum Verständniß zu bringen, und damit zugleich die Gesinnung der Menschen zu läutern und in besonnener Maßhaltung und in frommer Zucht alles Denkens, Wollens und Thuns ihnen den Weg zu ihrem Wohlergehn zu weisen, das ist die überall sichtbare Aufgabe, die Pindar in den uns vorliegenden Oden sich zur Lösung gestellt hat.

Dürfen wir nun aber aus dieser religiös = ethischen Richtung und Bestrebung des Dichters zunächst den allgemeinen Schluß mit Gewißheit folgern, daß wir in dessen Aeußerungen über das Wesen und Wirken der Götter nicht eine poetische Fiktion, sondern den Ausdruck einer wahrhaften Ueberzeugung zu erkennen haben, so ist es dennoch eine andere Frage, ob diese Ueberzeugung des Dichters

Festigkeit des Glaubens, mit welcher die Athener den Trost und Rath derselben Gottheit suchten, aufnahmen und befolgten (VII, 140—144).

4) Er ward geboren um Ol. 64, 3, (522 v. Chr.)

mit dem von Alters her überlieferten Volksglauben seiner Zeit ganz überein war, oder ob schon derselbe nach seiner religiösen Denkart einen andern, vielleicht höhern Standpunkt einnimmt.

Die Antwort auf diese Frage giebt uns der Dichter selbst, wo er unverholen zeigt, daß er die Autoritäten des gemeinen Glaubens nicht ohne Weiteres anerkannte und darum auch den letztern hier und da als irthümlich ansah. So verdächtigt er die ursprüngliche Quelle einer gangbaren Vocalsage <sup>5)</sup>, indem er behauptet, daß dieselbe eben da, wo sie heimisch war, in ihrem thatsächlichen Inhalte durch schlechte Gesinnung gleich anfänglich entstellt worden sei; und an einer andern Stelle <sup>6)</sup> wird Homer, der dem religiösen Nationalglauben in so hoher Geltung stand, wegen der Charakterzeichnung des Odysseus geradezu der Täuschung beschuldigt, mit dem Zusatz, daß dieß nur darum übersehen werde, weil der Zauber der Poesie leicht befinde und weil die große Menge der Menschen blind sei. Ebenso sagt er aber auch hinsichtlich des erst erwähnten örtlichen Mythos, daß manchmal der bunte Lügenschmuck der Sagen den Glauben der Menschen irre leite, und daß allein die Zeit die durch anmuthige Täuschung entstellte Wahrheit wieder zu ihrem Rechte bringe. <sup>7)</sup> Diese Aeußerungen genügen, um erkennen zu lassen, daß der religiöse Standpunkt des Dichters nicht mehr der eines unbedingten und unmittelbaren Glaubens gewesen; denn er prüft und sondert, um eine durch besonnenes Urtheil gerechtfertigte Ueberzeugung zu gewinnen und geltend zu machen. Dieselben Aeußerungen machen aber auch offenbar, daß dieß kritische Element seiner religiösen Gesinnung keineswegs schon eine zerstörende Tendenz hat. Er will nur den thatsächlichen Bestand einer allgemein gültigen Sage von willkürlicher Entstellung läutern und eben damit zur bessern und festern Geltung bringen. Nicht also der leere, haltlose Zweifel, sondern im Gegentheil der zuversichtliche Glaube an die objective Wahrheit der Sage ist die Grundlage seiner Kritik. <sup>8)</sup>

5) Ol. I 46—54.

6) Nem. VII, 20—24.

7) Ol. I 28—34.

8) Vgl. D. Müller Prolegg. S. 86 fgg.

Kommt es weiter darauf an, zu bestimmen, von welchen Grundsätzen diese Kritik geleitet wurde, d. h. die Entscheidungsgründe zu ermitteln, nach welchen der Dichter das Eine als falsch verwarf, und das Andere als wahr behielt, so werden uns auch hierüber die angeführten Stellen die gewünschte Auskunft geben.

Wird nämlich die Charakterzeichnung des Odysseus verdächtigt, weil sie nicht mit der Handlungsweise dieses Heros, welche die Sage anderweitig überliefert, zusammenstimme, so spricht sich darin die Ueberzeugung aus, daß zur Gültigkeit einer mythischen Erzählung auch ein klarer innerer Zusammenhang gehöre. Solchen Zusammenhang herzustellen, war auch schon, wie oben erwähnt wurde, das Bestreben der alten Sänger, die in der Mythenbildung selbst noch schöpferisch waren, aber dabei ist dennoch ein wesentlicher Unterschied unverkennbar; denn Erstere verbinden die verschiedenen Mythen nur durch die Kraft ihrer leichtbildenden Phantasie wie aus unmittelbarer Intuition und lassen so die Naivität eines unvermittelten Glaubens, der sich seiner bildenden Kraft als einer selbständigen nicht bewußt ist, überall erkennen. Was der Dichter singt, ist ihm stets nur empfangene Kunde von einem objectiv Wahren; ihn lehrt es die Muse, und auch diese wieder ist des Gedächtnisses Tochter. Pindar dagegen kritisiert nach Gründen des Verstandes, er verfährt bei Umbildung der Sage mit einer durchaus nüchternen, ihrer selbstbewußten Ueberlegung, und sieht diese dabei für so wesentlich an, daß er sie als solche ohne Weiteres in seiner Dichtung selbst mit aufnimmt. Darum weiß er auch, daß, was er singt, sein eigen Werk ist, und wendet er sich an die Muse als Göttin der Dichtung, so soll sie seinem Geiste die Fülle des Gesangs entnehmen 9), denn es ist ja seine Kunst, die den Gesang beflügelt. 10)

9) Nem. III Eingang.

*τὰς ἀφθονίαν ὄλαζε μῆτιος ἀμᾶς ἄπο*

10) Pyth. VIII. 32. Es ist kein Grund zu zweifeln, daß Pindar an die reale Existenz der Musen, wie an die der andern Götter glaubte, und sie galten ihm auch gewiß als der Urquell aller Dichtung. Gedankt er ihrer aber dann und wann, als ob sie ihn bei seinem Dichten auch im Besondern anregten und führten, so ist das dennoch nur als eine der alten glau-

Anders motivirt ist die Kritik des Dichters hinsichtlich der oben erwähnten örtlichen Sage. Hier entnimmt derselbe seinen Einwurf aus dem veränderten religiösen Bewußtsein, das ihm und seiner Zeit eigenthümlich geworden. Dieses innerliche Bewußtsein hat ihm höhere Geltung als die äußerliche Thatsache einer alten Tradition, und da beide in Widerstreit gerathen, so giebt er diese auf, um jenes zu retten. Die Aenderung des religiösen Bewußtseins, die dem Dichter so viel bedeutet, besteht aber darin, daß dasselbe ein starkes ethisches Element, wie es älteren Zeiten noch fremd war, in sich aufgenommen und danach die früheren Vorstellungen von dem Wesen und Wirken der Götter wesentlich verändert hatte. Diese Umwandlung der Gottesidee beginnt zwar schon geraume Zeit vor unserem Dichter, und ein Fortschritt derselben von der Ilias durch die Odyssee zu der hesiodischen Dichtung ist leicht zu erkennen; aber daß diese sittliche Tendenz ihrer selbst bewußt ward und in der Umbildung des gesammten Lebens der Hellenen sich mächtig zeigte, und demgemäß auch in der Entwicklung des religiösen Bewußtseins mit einem ganz entschiedenen Uebergewichte sich geltend machte, das geschah dennoch erst in den folgenden Zeiten. Auch das Leben unseres Dichters fällt in eine Periode, die noch in der gedachten sittlichen Tendenz ihren wesentlichen Gehalt hatte, und so eng sein Wesen und Streben mit dieser Tendenz verwebt war, so nothwendig war es ihm auch, die ethische Bedeutung seiner religiösen Vorstellungen als deren wesentlichen Kern und als das hauptsächlichste Kriterium für die Wahrhaftigkeit alles Glaubens zu betrachten. Der späteren wissenschaftlichen Periode des hellenischen Volkes wurden jene alten Mythen, welche die auffälligsten Verhältnisse und Thatsachen der natürlichen und geistigen Welt eben so ausdrucksvoll als roh symbolisirten, wieder vorzugsweise bedeutsam, und die Wissenschaft unsrer Tage weiß deren verhällten

hendvollen Zeit entlehnte Form der Rede zu nehmen; denn erinnert er seine Muse, um ein begonnenes Thema zu verlassen, für welchen Zweck ihre erkaupte Stimme gebingt sei, so ist es offenbar, daß ihm in diesem Verhältniß die Muse überall nur die Bedeutung einer poetischen Allegorie hat. Pyth. XI. 38 fgg.

Sinn mit Hülfe tieferer Speculation und reiferer Kritik, so verdunkelt und fragmentarisch sie ihr auch vorliegen, besser zu enträthseln, als irgend je die Alten es vermochten. Aber die Zeit unseres Dichters, die einer solchen Wissenschaft ganz und gar entbehrte, ermangelte auch des Vermögens, den ursprünglichen Sinn jener Mythen zu fassen und so widerstrebte nothwendig das vorwaltend ethische Bewußtsein dieser Zeit gegen die Tradition jeder alten Sage, welche das sittliche Gefühl auffällig verletzte. Schlemmerei und anthropophagisches Gelüste ist unserem Dichter mit seiner Vorstellung von der Natur der Götter unvereinbar; deshalb bezeichnet er auch unbedeutlich diesen Bestandtheil des alten Mythos geradezu als falsch und sucht die Möglichkeit seiner Entstehung nur in der Schlechtigkeit der Menschen.

Wollen wir nach dem Allen den religiösen Standpunkt unseres Dichters in seinem Verhältniß zum gemeinen Volksglauben kurz bezeichnen, so dürfen wir sagen, daß auch er schon an dem Rationalismus Theil hat, der nicht lange nach seiner Zeit in dem gesammten Volksleben der Hellenen sich so rasch entwickelte; müssen aber auch zufügen, daß dieser Rationalismus unseres Dichters immer noch einen positiven Grund und eine affirmirende Tendenz hat. Seine subjective Ueberzeugung von dem, was vernünftig und gut sei, gilt ihm bereits mehr, als die objective Thatsache der Tradition, aber er geht bei seinem kritischen Verfahren nicht von einem abstracten Principe aus, welches die geschichtliche und begriffliche Geltung des Mythos von vornherein negirt, um mit Hülfe einer schon durchweg freien und nur sich selbst vertrauenden Reflexion die alte Form des Glaubens zu brechen und dem etwa schon mündig erklärten Verstande gegen die bisher heilig gehaltene Tradition ein unbeschränktes Recht zu gewähren. Diese Art des Rationalismus ist dem Dichter und seiner Zeit noch fremd; Phantasie und Gemüth erweisen sich noch zu vorwiegend wirksam, um ein so consequentes und radicales Verfahren des Verstandes nur als möglich zu denken. Er geht vielmehr davon aus, daß der von Alters her überlieferte Mythos objectiv wahr ist und wendet gegen denselben nur in so weit Kritik an, als er hier und da wahrzuneh-

men glaubt, daß dessen Tradition durch Schuld der Menschen einigermassen entstellt sei. Den Mythos von dieser Entstellung zu befreien und so ihn nicht zu zerstören, sondern zu retten, nicht zu lockern, sondern fester zu begründen — das ist das Ziel seiner Kritik, bei welcher er demnach der Tradition ein heiliges Recht läßt. Nur sofern ihm sein subjectives Verlangen nach innerer Einheit des Mythos und nach Zusammenstimmung desselben mit seinem und seiner Zeitgenossen ethischen Bewußtsein doch schon mehr bedeutet, als die objective Autorität der im Volksglauben gültigen Sage, und sofern er dabei durch Geltendmachung eines rein verständigen Raisonnements die Unbefangenheit und Unmittelbarkeit dieses Glaubens im Principe angreift, ist seine religiöse Denkweise als ein schon entschiedener, wenn auch noch unentwickelter Rationalismus zu bezeichnen.

Ist dieß richtig, so muß es aber nicht nur aus einzelnen Aeußerungen des Dichters folgen, sondern auch in der wesentlichen Eigenthümlichkeit seiner gesammten Dichtung Bestätigung finden. Und das ist auch der Fall.

Die Ilias und Odyssee erzählen menschliche Schicksale und Thaten in solcher Weise, daß sie zwar durch beständige Einführung der Götter als mithandelnder und mitduldender Personen den beschriebenen Begebenheiten durchweg den Character des Uebernatürlichen geben, zugleich schildern sie aber dieß göttliche und menschliche Wirken in seiner wunderbaren Verbindung wie ein thatsächliches Ereigniß in dem natürlichen Tone einer wahrhaften Erzählung. Dadurch bewahren diese Gedichte ihren echt mythischen Character; Ideales und Reales sind hier eins, und das nicht in Gebilden der Phantasie, die durch die Bedeutung ihres Sinnes eine nur ideelle Wahrheit haben, sondern in der Form thatsächlicher Geschichte, die dem unbefangenen gläubigen Gemüthe auch als äußerlich wahr gilt und ihm, so wirklich ist, wie ein erlebtes Factum. Der Mythos ist hier nicht bloß der bildliche Ausdruck einer darin verschlossenen Idee, sondern er ist diese Idee selbst ohne allen Rückhalt. Solche Mythen schafft nur der Glaube, der sich seiner Wahrheit ohne Vermittelung der Reflexion gewiß fühlt, und eben dieses Schaffen

wieder ist es, wodurch er dieß Gefühl gewinnt und festhält. Wie er aber darin sich selbst genug thut, so verlangt er auch nichts mehr als den Mythos, in welchem er sein Wesen offenbart sieht, rein und treu zur Darstellung zu bringen. Von einer dahinter liegenden Ideenwelt, die mehr bedeuete und zu welcher der Mythos sich nur wie das Mittel zum Zwecke verhalte, ist dabei keine Ahnung. Der Mythos spricht sich aus und damit ist er fertig; was er soll und will, ist damit vollständig geleistet. Ganz anders bei Pindar. Ihm ist die mythische Erzählung, obschon sie oft den hauptsächlichsten Inhalt seiner Siegesgesänge bildet, und obschon auch in ihr die Begeisterung des Dichters den erhabensten Flug nimmt, dennoch nicht mehr als Mittel zum Zwecke.<sup>11)</sup> Denn mit der Verherrlichung des jedesmal besungenen Sieges irgend eine religiöse oder ethische Lehre zu geben und durch diese seiner Dichtung eine höhere Bedeutung zu verleihen, das ist das eigentliche Ziel, welches er sich überall gesetzt hat, und der mythische Stoff, den er aufnimmt, dient ihm nur dazu, die Wahrheit eines solchen allgemeinen Gedankens durch Veranschaulichung faßlicher und durch die höhere Weihe, welche ihr der altgöttliche Mythos giebt, auch eindringlicher zu machen. Hiermit hat der Mythos sein ursprüngliches Wesen verloren; das Ideale hat sich von dem Realen als etwas Besonderes und dabei Wesentliches geschieden; es erscheint als bildloser, reiner Gedanke und giebt sich als solcher die Bedeutung einer von Geschichte unabhängigen ewigen Wahrheit. Dadurch tritt der Mythos, der sich nur in der Weise tatsächlicher Geschichte giebt, auf einen tieferen Standpunkt. Seine historische Glaubwürdigkeit bleibt ihm zunächst wohl behalten; denn die Ansicht, daß er nur ein Gebilde der Phantasie sei, das im besten Falle eine wahre Idee in symbolischer Darstellung mehr verhülle, als offenbare, diese Ansicht konnte erst entstehen und gelten, nachdem der reflectirende Verstand sich vollkommen emancipirt hatte. Aber was er ursprünglich war, konnte der Mythos nun auch nicht mehr bleiben. So wie er seinen geistigen Gehalt in der Form des reinen Denkens aus sich heraustraten ließ,

11) Siche Pyth. III, 80.

Konnte er nur noch als eine andere und unvollkommnere Form dieses ihm einwohnenden Gedankens betrachtet werden. Er ist, indem er noch als geschichtlich wahr gilt, nur die thatfächliche Bewährung einer ewiggültigen Idee, und in diesem Sinne hat er wohl auch eine höhere Wahrheit, die ihn heiligt, aber er ist nicht diese Idee, diese Wahrheit selbst vollständig und ganz, wie es früher der Fall war.

Nachdem es nun einmal dahin gekommen war, mußte mit dem allmäligen Erstarken der Reflexion das Bestreben des religiösen Bewußtseins, sich vorzugsweise in der Form des abstracten Denkens zu äußern, immer raschere Fortschritte machen, und wie damit die neu gewonnenen sittlichen Begriffe sich immer weiter mehrten, reicher entwickelten, klarer ordneten und tiefer begründeten, mußten sie auch immer allgemeiner und entschiedener als der wesentliche Inhalt aller Religion anerkannt werden, und hiermit gewannen sie das Recht als der hauptsächlichste Maßstab zu gelten, nach welchem zu entscheiden, ob und inwieweit eine Tradition innern Werth und objective Wahrheit habe.

Dieses rationalistische Princip ist also in der pindarischen Dichtung nicht bloß zufällig hier und da, sondern, wie aus dem Erörterten folgt, durchweg und mit Nothwendigkeit wirksam. Ist dies aber der Fall, so läßt sich erwarten, daß unser Dichter diesem Principe gemäß sich die freie Behandlung der überlieferten Sagen mehrfach erlaubte, ohne darum immer, wie in den oben citirten Stellen, die Gründe die ihn dazu vermochten, ausdrücklich zu nennen. Wie weit er dies in jedem einzelnen Falle gethan hat, ist freilich nicht mehr nachzuweisen; aber darum fehlt es doch auch nicht an Beispielen, welche die Richtigkeit jener Behauptung unzweifelhaft erhärten. Hier sei es genug, nur eines zu erwähnen. In der vierten pythischen Ode zeichnet Pindar die mythische Figur des Jason in einer Weise, die der Tendenz des ganzen Gedichtes wohl gemäß, aber dem ursprünglichen Mythos dennoch fremd ist. Denn gebraucht Pindar das Bild jenes Heros, um die besonnenen, milde und würdige Gesinnung, die er auch bei ernster und entschlossener Wahrung eines Rechts gegen Verletzung fordert, zur vollen An-

schauung zu bringen, so kann man wohl sagen, daß die dahin zielende Charakteristik des Heros in einigen Zügen der alten Sage einen objectiven Anhalt findet, muß aber auch einräumen, daß diese ethische Auffassung des Mythos mit der ursprünglichen theils idealen, theils historischen Bedeutung desselben nichts gemein hat, und ihm daher auch eine wesentlich andere Gestalt giebt.<sup>12)</sup> In ähnlicher Weise verfährt Pindar auch mit andern Mythen, und ich glaube, daß er diese freie Behandlung der Tradition mehr geübt hat, als man gemeinhin anzunehmen geneigt scheint. Dabei ist aber freilich nicht an die Willkür zu denken, die schon bei Euripides statthat, wo das Ansehn der Tradition gar nichts mehr bedeutet und wo darum unbedenklich die alten Sagen nach nur subjectivem Belieben, wie es eben dem poetischen Zwecke gemäß ist, von Grund aus umgebildet werden. Pindars Verhalten gegen die traditionelle Sage ist immer so, daß er einerseits sie gläubig auf einmal und andererseits wieder mit Bewußtsein an ihr bildet. Sein Standpunkt liegt zwischen dem der alten Sänger und dem des vorhin genannten Dichters in der Mitte und gewährt eben als eine solche Uebergangsstufe ein besonderes Interesse.

So viel von dem Standpunkt, welchen Pindar in der Religionsgeschichte der Hellenen einnimmt. Was nun aber die religiösen und ethischen Vorstellungen, die dem Dichter von diesem Standpunkte aus eigenthümlich sind, insbesondere anlangt, so behalte ich mir vor, davon zu anderer Zeit des Weiteren zu reden.

M. Seebeck.

12) Siehe D. Müller Orchomenus Cap. 12 u. 13.